

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 36.

Samstag, 12. Februar.

1916.

[ II. Fortsetzung.]

## Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

[Nachdruck verboten.]

Prinzessin Anne-Marie hatte recht gehabt, wenn sie herausgesehen, daß die Unterscheidung mit ihrem Vater und ihr so bestimmt ausgesprochenes „Nein“ noch kein endgültiger Abschluß der mit ihr gehegten Heiratspläne sein würde.

Es schien, als sollten nun erst recht Kampf und Qual für sie beginnen. Sie erhielt einen Brief des Fürsten Beerbach, in der er zu ihrem Erstaunen schrieb, daß er die Gründe, die sie bewogen hätten, seiner Vererbung nicht gleich Gehör zu geben und die die Fürstin Alburg ihm in ihrem Auftrag mitgeteilt habe, wohl zu würdigen wisse. In ihrem Wunsche, ihn erst noch näher kennen lernen zu wollen, läge für ihn eine beglückende Hoffnung, und er sähe mit Freuden den Tagen entgegen, die ihn als Gast ihres Vaters zu den großen Tagen auf Schloß Wiesenheim bringen würden.

Anne-Marie lächelte bitter — es hätte nicht den geringsten Zweck gehabt, ihre Stiefmutter wegen der Annahme, in ihrem Auftrag an den Fürsten zu schreiben, zur Rede zu stellen, neue furchtbare Szenen wären die Folge gewesen. Aber nun galt es für sie, zu eilen, denn bis zu den Tagen blieben ihr nur noch vierzehn Tage Frist.

An einem der nächsten Tage fuhr sie in Begleitung ihrer Kammerjungfer nach der Stadt, angeblich, um notwendige Toilettenbestellungen und Einkäufe zu machen. Das war weiter nichts Auffallendes, denn in der eigenen winzigen Residenzstadt war es unmöglich, elegantere Sachen einzukaufen, und selbst die besseren Bürger führten dazu nach der nahen Hauptstadt des benachbarten Großherzogtums.

Sie kaufte sich auch wirklich ein schlichtes, dummes Kleidlein und einige einfache Blusen, aber der Hauptzweck ihrer Fahrt war das Abheben ihres kleinen Kapitals, was sie auch ganz unauffällig tun konnte, während sie die Jungfer einige kleine Einkäufe besorgen schickte.

Prinzessin Anne-Marie kam sich sehr reich vor im Besitz der 5000 Mark, die sie, sorglich in einem kleinen Ledertaschentuch gehoben, unter ihrer Bluse trug. Auf jeden Fall hatte sie genug, um sorglos leben zu können, so lange, bis sie sich in einen ihr zusagenden und einträglichen Beruf eingelebt hatte.

Nun galt es noch, von ihrem Vater die Erlaubnis zu erhalten, für „einige Tage“ zu Christine Raupach fahren zu dürfen.

Um nächsten Tage, als sie beim Nachmittagstee mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter auf der Schlossterrasse saß und der Hützt offensichtlich in guter, fast heiterer Stimmung war, wagte sie die Frage: „Vater, Christine Raupach hat mich eingeladen, du hast doch nichts dagegen, wenn ich sie auf einige Tage besuche?“

Dann Fürsten stieg das Blut ins Gesicht und mit scharfer Stimme sagte er: „Ja, ich habe etwas dagegen, ich würde nicht, daß du vorläufig irgendwelche Reisen unternimmst.“

Fürstin Agnes legte sich in ihrem Sessel zurück und mit einem Lächeln auf ihrem schönen Gesicht meinte sie

— und es war ein kleiner maliziöser Unterton in ihrer Stimme: „Es wäre doch auch zu schade, wenn du auf Schloß Raupach womöglich franz würdest oder irgend ein anderer Grund einträte, der dich verhinderte, zu den Tagen wieder hier zu sein. Wir haben bis jetzt noch keine Absagen erhalten, und ich hoffe, daß die Tage auch für uns Damen dieses Mal recht nett sein werden. Ich rechne sehr auf deine Unterstützung bei meinen Pflichten, liebe Anne-Marie.“

Anne-Marie antwortete nicht. Sie war blaß geworden und eine lärmende Angst überkam sie — sollte es ihr doch nicht möglich sein, die drückenden Fesseln abzustreifen, den Flug in die Freiheit zu wagen? Nein, sie wollte und durfte nicht feige und kleinkarätig sein und gleich vor dem ersten Hindernis zurückzuschrecken. Wenn ihr erster Plan nicht ausführbar war, so mußte und würde sie einen neuen finden.

Wieträumerisch glitt ihr Blick über das Landschaftsbild zu ihren Hügeln. Der Schloßberg fiel unterhalb der Terrasse ziemlich steil ab und gestattete so eine freie, wunderbar reizvolle Aussicht auf das darunter liegende altertümliche Städtchen, durch das sich ein kleiner Flüßchen schlängelte und hinter dem weite Wälder im Herbstlaubschmuck sich erstreckten und in blaudunkler Ferne höhere Bergketten verschwommen sichtbar waren.

Ja, ihre Heimat war wunderschön und sie würde sich schmerzvoll nach ihr sehnen, das wußte sie schon jetzt, und doch konnte sie nicht anders, sie mußte sie verlassen, wenn sie nicht ihr freies Menschenrecht verlieren, sich an den ihr auferlegten Fesseln wundreisen wollte. — — —

Die Stimme der Fürstin schreckte sie aus ihrem Sinnen auf: „Übrigens hat auch Karl-Friedrich sein Kommen bestimmt in Aussicht gestellt; ich freue mich, daß ich ihn dann endlich näher kennen lernen werde.“

„Ja, ich freue mich auch sehr, daß er kommt“, sagte Anne-Marie mechanisch, während sie dachte: „Ich werde ihn nicht sehen, ich werde für viele Jahre, vielleicht niemals wieder hier mit ihm zusammen sein — — —“

Als sie dann etwas später wieder einsam in ihrem Zimmer saß, zermarterte sie sich den Kopf, wie sie unzufällig ihre Flucht ins Werk setzen könnte, und ihr blieb nur das eine: bei Nacht und Nebel, wie eine Schuldige, mußte sie das Vaterhaus verlassen.

Es war ausgeschlossen, daß sie ihre Kammerjungfer in irgendwelche Einzelheiten ihres Planes einweinte. Luisa war ein liebes gutes Ding und ihr sehr ergeben, aber sie war etwas beschränkt und würde inquisitorischen Fragen nicht standhalten. Und dann beschloß sie, ihr zu sagen, daß sie gegen den Wunsch des Fürsten einen kurzen Besuch bei der Fürstin Raupach machen wolle. Sie würde sie bis zur Residenzstadt, wo sie auf jeden Fall umsteigen mußte, mitnehmen und sie dann noch Hause schicken, während sie selbst, ohne Christine aufzusuchen, nach Berlin fuhr.

Schlimm war nur, daß sie auf den Wagen verzichten mußte und daher kein größeres Gepäck mitnehmen konnte. Sie mußte sich mit Handkoffer und Reisekoffer

begnügen und sich dann in Berlin vollständig neu ausstatten und mußte auch ihre Bücher und Bilder und Andenken zurücklassen.

Nur einige wenige Sachen, die ihr besonders am Herzen lagen, wollte sie in einen kleinen Kasten packen und vorher an Christine senden, damit sie sie für sie aufbewahre.

Um elf Uhr und einige Minuten abends ging der letzte Zug nach der Residenz, der dort gleich Anschluß an einen Schnellzug nach Berlin hatte, den wollte sie benutzen, und wenn Luise dann am frühen Vormittag wieder in Wiesenheim anlangte, würde sie auch schon in Berlin sein.

Am nächsten Samstag, das war in zwei Tagen, war ihr Vater zur Jagd bei einem benachbarten Magnaten eingeladen und kam erst am Sonntagabend wieder, das war eine günstige Gelegenheit, wie sie sich sicher in nächster Zeit nicht wieder bieten würde.

Während der Abwesenheit des Fürsten würde gewiß kein Schritt zu ihrer Auffindung getan werden, um so mehr, da ja auch die Jungfer nur von einer Reise zur Fürstin Raupach wußte, und ihre Stiefmutter kaum etwas anderes wie eine Widermöglichkeit gegen des Fürsten Willen vermuten konnte.

Bis zum Sonntagabend aber würde sie wohlgeborgen unter fremdem Namen in einer einfachen Pension des großen Berlin sein. Dabei fiel ihr ein, daß es doch zu gefährlich sei, einen Namen zu wählen, der an ihren jetzigen erinnerte, denn ihr Vater würde sicher nachspüren lassen, und ein Fräulein von Wiesenheim könnte Verdacht erwecken. Wenn sie aber je wieder in ihres Vaters Gewalt käme — sie schauderte. Sie kannte keinen unbeugsamen rücksichtslosen Willen, sie hatte oft gehört, wie hart und verständnislos er sich über Mitglieder fürstlicher Häuser geäußert, die irgend etwas getan, was dem Ansehen des Hauses schadete, was „aus dem Rahmen fiel“. Sie wußte, daß ihr ferneres Leben dann in einer jener stillen Anstalten verfliehen würde, deren Bestimmung es zu sein schien, unliebsame Familienangehörige vom Schauspiel des Lebens verschwinden zu lassen — nervenfrank — es war ihr, als höre sie ihren Vater dieses Wort sagen, mit zweifelndem Ton, begleitet von einem viersagenden Achselzucken. Sie schauderte wieder — nein, lieber tot.

Und dann beschloß sie, als einfaches Fräulein Anne-Marie Müller fortan zu leben, unter diesem fast unpersönlichen Namen, der keinerlei Rückfichten aufwies.

Worterbuch folgt.



■ **Lesefrucht.** ■



Der Gedanke des Vaterlandes ist die Seele aller gesunden Kulturarbeit.

Joh. Scherr.

## Gustav Falke und Liliencron.

Gustav Falke, der älteste unter den modernen Dichtern, dessen Tod wenige Tage vor seinem 63. Geburtstage aus dem bei Hamburg gelegenen Großborstel gemeldet wurde und über welchen wir bereits an anderer Stelle berichteten, gehörte als Mensch und Dichter in den norddeutschen Poetenkreis Delle von Liliencrons. Vieles war diesen beiden echt deutschen Künstlern gemeinsam. Bei Falke wie bei Liliencron stand die kräftige, von fachlichen Beiströmungen freie Lyrik im Vordergrund ihres Schaffens. Beide hatten schwer mit Unverständnis und den sozialen Sorgen des Lebens zu kämpfen, und der Erfolg wurde ihnen verhältnismäßig spät zuteil. Beide waren Norddeutsche, gewohnt, an der Wasserkant zu leben. Auch ihre Ziele waren die gleichen; nur kämpfte der zeitweilig verbotene Liliencron mit schärferen Waffen, während Gustav Falke mehr über eine lebensbejahende Gleichmäßigkeit verfügte. Als Mensch wußte er Liliencrons Nüsse im engen Kreise wirtschaftlicher Schwierigkeiten um so tiefer zu bewerben, als ihm selbst das Dasein nicht leicht gemacht wurde. In Südbad geboren, mußte Falke zuerst im Buchhändlergewerbe und später als Klavierlehrer harte Arbeit tun, ehe es ihm gelang, als Dichter auch finanziell auf festem Boden zu stehen. Falkes Leben war in seinen besten Jahren durch die Freundschaft mit

Liliencron gekennzeichnet, die in seiner unter dem Titel „Die Stadt mit den goldenen Türrn“ erschienene Jugendselfbiographie mehrfach behandelt wird. Zu einer der anschaulichsten Episoden aus Falkes Werdegang gehört der erste Besuch des Freiherrn Detlev von Liliencron. Liliencron hatte sich in begeisterten Worten briefflich an Falke gewandt und sein persönliches Erscheinen angemeldet. Die Aufregung im Hause Falke war groß, da man sich in seiner Familie merkwürdigerweise von Liliencron die Vorstellung eines umschwärmteten Millionärs mache. Falke schilderte diesen Besuch in seiner Lebensgeschichte: „Wir hatten uns nach seinen Gedichten und vor allem nach seinem „Mäzen“ ein Bild von ihm gemacht: Besitzer von neunundneunzig Gütern, unermischlich reich, Aristokrat, Offizier, groß und breitschultrig, und wir sahen nach dem Wagen aus, in dem er vorausfuhrte, vielleicht vierspannig. Wenn er sich nur vorher anmelden würde, meinte meine Frau, der ein so hoher Besuch doch einige Besinnungen mache. Auch ich war nicht ohne Bedenken. Wie würde er sich geben? Würde er sein wie seine Mäze, seine Bücher? Wir hatten schriftlich manches vertrauliche Wort gewechselt; würde ich nun dem reichen Freiherrn gegenüber mündlich denselben Ton finden? Eines Tages, als wir von einem Spaziergang zurückkehrten, fanden wir auf dem Fußboden seine Visitenkarte, er hatte sie unter die Tür geschoben. Detlev Freiherr von Liliencron, darüber die Freiherrntonne. Auf der Rückseite aber stand mit Blei in seiner großen energischen Handschrift: „Komme morgen wieder.“

Am anderen Morgen warteten wir von Stunde zu Stunde, aber er kam nicht. Als wir uns jedoch gerade vor unsere Mittagsuppe setzten, klingelte es. „Das ist er!“ rief meine Frau, und ein sonntisches Entzücken malte sich in ihrem Gesicht. Es klingelte zum zweiten Mal. „Soll ich die Suppe wieder hinausbringen?“ Aber da hatte das kleine Morgenmädchen schon geöffnet; eine schrillende Stimme wurde auf dem Korridor laut, kurz, offiziersmäßig, ein Schmatzen und Schnüffeln — die Tür wurde geöffnet, und herein schoß ein kleiner, gelber Teufel, an einer Leine festgehalten. Ich ging dem Besuch ein paar Schritte entgegen. Er streckte uns beide Hände entgegen. „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, wenn ich Ihnen in die Suppe falle. — Männer, willst du! Aber lassen Sie sich nicht stören. Bitte, ruhig Ihre Suppe zu essen. — Männer!“ Der Teufel schoß unter alle Stühle und runtorte entsetzlich umher, während sein Herr vergeblich an der Leine zerrte. Das war also der Freiherr v. Liliencron! Ein kleiner, hagerer Mann in langem Bodenrock, der ihm bis auf die Füße fiel, mit einem kleinen, grünen Hut, den er unter den linken Arm geslungen hatte, und mit einer hellen, krähenhaften Stimme. Ich lud ihn ein, abzulegen, aber er wehrte ab. „Nein, ich will gleich wieder gehen. Sie sollen Ihre Suppe essen. Kartoffelsuppe? Herrlich! Herrlich! Kartoffelsuppe, Kartoffelsuppe! Den ganzen Tag Kartoffelsuppe!“ — Er legte nicht ab, nahm keinen Stuhl an, drückte uns nur wiederholts die Hände und rannnte mich: „Mein Poet.“ „Wann treffe ich Sie morgen zu Hause?“ fragte er. „In jeder Stunde bin ich für Sie da“, antwortete ich. „Vortrefflich! Dann hole ich Sie ab zu einem Spaziergang. Gnädige Frau erlauben, daß ich Ihnen Herrn Gebräu entführe. Um 4 Uhr? Ist Ihnen das recht?“ Ich bestätigte. „Aber nur die Suppe, die Suppe! Männer! Willst du her!“ Ein Handkuss, ein Händedruck, und draufher war er. Und die Kartoffelsuppe war noch heiß. Wir sahen uns an und lachten. Der enge Freundschaftsbund, der auch literarisch zum Ausdruck kam, gab später öfter die Veranlassung, Falke als Nachahmer Liliencrons zu bezeichnen. Das treffendste Urteil über die Unrichtigkeit solcher Behauptungen gab ein anderer norddeutscher Dichter, Richard Dehmel, ab, indem er an Falke schrieb: „Sie sind ein so feiner Künstler, der so sorgfältig die Worte nach ihrem Klang wertet, ihre rhythmische und melodische Gegenseitigkeit wählt und wählt, der so genau seine Farbenkontraste, seine Stimmungseffekte die Plastik seines Schaffens berechnet, daß ich mir nicht vorstellen kann, Sie hätten sich nicht an dieser und jener Stelle gesagt: aha, das wirkt bei Liliencron farbig, plastisch, stimmungsvoll. Meines Erachtens brauchen Sie aber gar keine Furcht zu haben, sich das ruhig einzugestehen, denn ich sehe, daß überall, wo Sie von ihnen heraus gehen, auch das Form eine andere, ehehne wird. Das Melodische sowie das Gleichtüm, das Empfindungsbild, also alles, was innere Form gibt, was in notwendigende Bewegtheit versetzt, ist Ihr Eigentum.“



# Technische Streifzüge.



(Nachdruck verboten.)

## Kriegsbrücken.

Von Th. Wolff-Friedenau.

Zu den wichtigsten technischen Aufgaben, die auf dem Kriegsschauplatz notwendig werden, gehört der Brückenebau. Die Brücke ist der wichtigste Weg, der für die strategischen Bewegungen des Kriegsheeres geschaffen werden muss. Der zurückweichende Feind zerstört überall, so weit es ihm nur möglich ist, die über Flüsse und sonstige Gewässer des von ihm verlassenen Gebietes führenden Brücken, besonders auch die Eisenbahnbrücken, um den Vormarsch des verfolgenden Feindes aufzuhalten. Diese zerstörten Brücken müssen schnell und sicher wieder hergestellt werden. Ebenso müssen aber auch zahlreiche Flussübergänge, oftmals solche grösster Dimension, geschaffen werden, und gerade nach dieser Hinsicht wird auf jedem Kriegsschauplatz eine grosse Fülle technischer Arbeit notwendig. Der Bau der Brücken, wenigstens der grösseren, der eigentlichen Kriegsbrücken, ist Aufgabe der technischen Truppe des Heeres, der Pioniere, während kleinere Brücken auch von den Kampftruppen selbst geschlagen werden. Gerade der gegenwärtige Weltkrieg bot auf allen Kriegsschauplätzen und in allen beteiligten Heeren den technischen Truppen überreiche Gelegenheit, sich im Brückenbau zu erproben, und was auf diesem Gebiete geleistet worden ist, übertrifft nach Technik und Umfang den Brückenbau in früheren Kriegen ebensosehr, wie der heutige Weltkrieg die Völkerkämpfe der Vergangenheit allgemein an Umfang und an Leistungsfähigkeit der technischen Hilfsmittel übertrifft.

Der Bau von Kriegsbrücken ist ein eigener Zweig der Kriegstechnik und nahezu eine eigene Wissenschaft geworden, die angesichts der ausserordentlichen Wichtigkeit dieses Gebietes für die Kriegsführung in den Armeen aller Länder aufs eifrigste gepflegt wird. In den meisten europäischen Heeren werden die Kriegsbrücken nach dem System Birago, des berühmten italienischen Militäringenieurs und Kriegsbrückenbauers (1792–1845), dessen Arbeiten für die moderne Technik des Kriegsbrückenbaues grundlegend waren, gebaut. Das Bauelement der eigentlichen Kriegsbrücken sind die Pontons, eiserne Brückenboote, die die im Brückentrain von dem Heere bzw. den Pionieren mitgeführt werden. Aus diesen Pontons wird die Brücke hergestellt, indem die Pontons in Abständen nebeneinander über den Fluss gelegt werden, wobei ihre Längsrichtung mit der Flussrichtung zusammenfällt. Als Stützen an den Ufern dienen zweibeinige Böcke. Über die nebeneinandergelegten Pontons wird die Brückenbahn gelegt, die aus den längs der Brücke entlang gelegten Streckbalken und den quer über diese gelegten Knaggenbalken oder Brettern hergestellt wird. Die Pontons müssen fest verankert werden; Anker, Spanntau, Rödel- und Schnürleinen, Rödelbalken, Geländestangen und sonstiges Material, das diesem Zweck sowie auch der weiteren Befestigung der Brücken dient, wird ebenfalls im Brückentrain mitgeführt. Die Breite einer Kriegsbrücke beträgt etwa 3 Meter. Brücken dieser Art von leichterer Ausführung dienen für den geordneten Übergang des Feldheeres ohne schweres Geschütz, während die Kriegsbrücken schwerer Konstruktion auch die Überführung schwerer Belagerungsgeschütze und der Armeelastzüge und ebenso auch die Belastung durch ein grosses Menschengränge, wie es beim eiligen Übergang auf der Verfolgung wie beim Rückzug leicht entstehen kann, müssen aushalten können. Jedes Armeekorps hat seinen eigenen Brückentrain, und zwar zwei Divisionsbrückentrains, die Material für je 40 Meter Brückenlänge enthalten, sowie einen Korpsbrückentrain mit Material für 120 Meter Brückenlänge. Das gesamte Brückenmaterial eines Armeekorps reicht demnach für 200 Meter Brückenlänge aus, womit schon ein recht breiter Strom überbrückt werden kann. Oft aber müssen über noch viel breitere Wasserläufe Brücken geschlagen werden, wie es gerade in dem gegenwärtigen Kriege schon oft der Fall war, beispielsweise auf dem östlichen Kriegsschauplatz, wo in der Nähe von Warschau, dem Zentrum der erbitterten und schweren Kämpfe unserer Ostarmee

gegen die Russen, über die Weichsel, die hier streckenweise 500 bis 1000 Meter breit ist, mehrfach Brücken geschlagen werden mussten, was ganz ungewöhnliche Leistungen und Anstrengungen unserer Pioniere verlangte. In solchen Fällen müssen für den Brückenschlag dann die Brückentrains mehrerer Armeekorps zusammengezogen werden, auf welche Weise es möglich wird, selbst die grössten überhaupt vorkommenden Strecken zu überbrücken.

Pontonbrücken können nur über Gewässer gelegt werden, die mindestens 0,6 Meter Tiefe haben. Ist das nicht der Fall oder sind trockene Tiefen oder Einschnitte zu überbrücken, so wird die Brücke als Holzbau errichtet und zwar aus Holzböcken, die ebenfalls im Brückentrain, teils fertig, teils vorbereitet mitgeführt werden, zum Teil aber auch am Orte des Brückenschlags erst hergestellt werden müssen. Solche Brücken stellen dann kühne Holzkonstruktionen dar, die nicht nur bedeutendes bautechnisches Geschick, sondern auch eine weitgehende Anpassung an die gegebenen, sehr verschiedenartigen und immer sehr schwierigen Verhältnisse verlangen. Auch die Wiederherstellung zerstörter eiserner oder steinerner Fluss- und Eisenbahnbrücken, Eisenbahnviadukte usw. wird zumeist durch solche Holzkonstruktionen ausgeführt, wobei die Oberreste der zerstörten Brücke zumeist gute Stützpunkte für die herzustellende neue Brücke geben und die Ausführung derselben zumeist erheblich erleichtern und beschleunigen. Besondere Anforderungen stellt der Bau von Eisenbahnbrücken, die ebenfalls von den Truppen hergestellt werden müssen, um den Schienenstrang auch bei jeder Art von Wegeunterbrechung weiterführen und der Eisenbahn, diesem hochwichtigen strategischen Hilfsmittel der modernen Kriegsführung, dessen Wert und Bedeutung gerade in dem gegenwärtigen Kriege so glänzend hervortritt und in den Operationen der deutschen Heeresleitung ein so ungeheuer wichtiger Faktor geworden ist, über alle Hindernisse hinweg den Weg bahnen zu können. Kriegseisenbahnbrücken werden zumeist aus Holz gebaut, besonders aus Nadelhölzern, die zu diesem Zweck entweder vorhandenen Holzlagerplätzen entnommen oder aber, sofern solche nicht vorhanden sind, erst im Walde geschlagen und unter Umständen über sehr weite Strecken transportiert werden müssen. Für solche Arbeiten werden dann oftmals auch zivile Arbeitskräfte herangezogen, was in feindlichem Lande allerdings oft mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist. Bei dem Bau solcher Eisenbahnbrücken arbeiten Pioniere und Eisenbahntruppen dann Hand in Hand.

Die Pioniere führen nur den Bau der schweren Kriegsbrücken über grössere Wasserläufe aus und haben damit reichlich zu tun. Kleinere Brücken hingegen, die man zum Unterschied von den eigentlichen Kriegsbrücken als Feldbrücken bezeichnet, und die zum Übergang über kleinere Gewässer, Hohlwege und ähnliche Wegeunterbrechungen dienen, müssen von den Kampftruppen selbst gebaut werden. Infanterie wie Kavallerie haben zu diesem Zweck besondere, für den Brückenbau ausgebildete Abteilungen und führen das notwendige Material im Train mit sich. Auch unter diesen Feldbrücken gibt es nach Grösse, Verwendungszweck und Ausführung sehr verschiedene Arten.

Ein besonderes und eigenartiges Kapitel des Brückebaus auf dem Kriegsschauplatz endlich sind die sogenannten Behelfsbrücken. Diese sind, wie ihr Name besagt, eine Art provisorischer Brücken, bei denen sich die Truppen sowohl hinsichtlich der Beschaffung des Baumaterials wie auch der Ausführung behelfen müssen, so gut es geht und wie es die gegebenen Verhältnisse der augenblicklichen Situation gerade erfordern. Die Pioniere wie auch die Feldtruppen verstehen sich auf den Bau solcher Brücken, die in ganz besonderem Masse erfinderisches Geschick, Anpassung an die vorhandenen und oftmals eigenartigsten und schwierigsten Verhältnisse und ebenso auch die Aufspürung und Verwendung alles möglichen, oft sonderbarsten und primitivsten Mittel und Materialien erfordern. Aus vereinzelten Pontons und Kähnen, wie sie gerade zur Hand sind oder beschafft werden können, aber auch aus Fässern, Tonnen, Fären und allem sonstigen schwimmenden Material werden

solche Brücken hergestellt; auf Jochen, Pfählen, Böcken und sonstigen Unterstützungen werden sie befestigt. Ba ken, Bretter, Stangen und Pfähle jeder Art, wie sie vorhanden oder aufzutreiben sind, dienen in solchen Fällen als Material für den Brückenbau und werden aus Gehöften, Ortschaften, Bahnhöfen, Neu- und Umbauten, Holz- und Zimmerplätzen, Sägemühlen und Schreinerwerkstätten und wo sie sonst noch ausfindig gemacht werden können, zusammengeholt, während Schlosser- und Schmiedewerkstätten, Eisenhandlungen usw. das notwendigste Material an Klammern, Nägeln, Draht, Leinen, Tauen usw., das ebenfalls zum Brückenbau benötigt wird, ob sie wollen oder nicht — und in Feindesland wollen sie zumeist nicht — hergeben müssen. Wo es aber an anderem Material fehlt, werden auch aus den umliegenden Häusern die Dielen, Dachsparren, Türen, Fensterrahmen, Balken Zäune, Gitter usw. ausgehoben und als Material für den Brückenbau verwandt. Ist solches aber nicht in irgend einer vorbereiteten Form aufzutreiben, so muss es aus Nadelholzbeständen hergestellt werden, die immer gute Stützen, Balken und Stangen liefern, was freilich viel Zeit und Umstände verlangt. Die Fähigkeit in der Aufspürung irgend welcher brauchbarer oder wenigstens halbwegs geeigneter Materialien und der Erfindungsgabe in der Zurichtung und Verwendung solcher wie auch in der Ausführung der Brücke selbst ist hier weitester Spielraum gelassen, und es gibt unter den Mannschaften in der Beschaffung und Verwendung aller möglichen Materialien geradezu Genies. Es ist egal, wie und mit welchem Material die Brücke ausgeführt wird, Vorschrift, die allerdings unbedingt befolgt werden muss, besteht nur hinsichtlich des notwendigen Grades von Festigkeit und Sicherheit des Baues. Oftmals kann auch eine Oberbrückung hergestellt werden, indem Leiterwagen in das Wasser oder in die Senkung gefahren und Streck- und Querbalken darübergelegt werden, ebenso auch, indem man Bretterstapel errichtet, die durch Pflöcke in ihrer Lage erhalten werden. Ist dagegen in der Nähe reichlich Strauchwerk vorhanden, so werden aus mit Steinen gefüllten und gut befestigten Schanzkörben Jochs gebildet, über welche ein Brückensteg gelegt wird. Am meisten unter allen Behelfsbrücken aber werden Bockbrücken gebaut, die aus zumeist vorhandenen oder, wenn nicht vorhanden, schnell und leicht herzustellenden Mauerböcken errichtet werden. Die grosse Handramme, die von mehreren Leuten gehoben wird, ist das wichtigste Werkzeug bei allen diesen Brückenbauten, und die Truppen, die solche Arbeiten auszuführen haben, eignen sich schon in ganz kurzer Zeit immer eine hervorragende Geschicklichkeit und Schnelligkeit hierin an, die jedem bürgerlichen Bauarbeiter Freude machen würde.

Wo es an Balken und Pfählen fehlt und die Brücken daher nicht fest gebaut werden können, werden schwimmende Materialien jeder Art, wie sie nur aufzutreiben sind, herangezogen, und aus diesen wird dann eine Art Schwimmbrücke ausgeführt. Schiffsgefäße jeder Art, Nachen, Boote, Kähne, die einzeln oder zu mehreren zu einer Unterstützung umgewandelt werden, aber auch Tonnen und Fässer, die aus Brauereien, Gastwirtschaften und ähnlichen Betrieben requirierte werden, Schwimmbalken und ähnliche Körper werden hier zum Legen der Brücke verwandt, indem die schwimmenden Körper im Wasser verankert werden und so die Unterlage für die Brücke abgeben. Eine Abart dieser Brücken sind die sogenannten *Schnellbrücken*, das heißt leichtgebaute Brückenstege, die getragen und rasch über das Wasser vorgeschnitten werden können. Sie dienen dazu, um, oftmals im Angesicht des Feindes und inmitten des feindlichen Feuers, einen schnellen und überraschenden Übergang der Truppen über das Wasser zu ermöglichen, was freilich nur geschehen kann, wenn das fragliche Gewässer nur mäßig breit ist und nur eine schwache Strömung hat. Kleine Fässer, Doppelbündel aus Zeltbahnen, mit Zeltbahnen umhüllte und dadurch wasserdicht gemachte Kisten, aber auch Futteräcke, Wagenpläne und zur Not auch Langstroh dienen als Material für die Herstellung solcher tragbarer Brückenstege und werden durch kurze Bretter, Stangen und Latten verstieft. Man sieht, dass der Krieg lehrt, die sonderbarsten Dinge in der sonderbarsten Weise für technische Zwecke nutzbar zu machen. Aber viel schwieriger als die Herstellung dieser Brückenstege ist der Übergang auf ihnen. Die auf dem Lande hergestellten Stege werden hinter der Schützenlinie in breiter Front vorgetragen; während dann die

eigenen Schützen das feindliche Feuer von der anderen Seite des Wassers niederzuhalten suchen, werden die Stege über das Wasser geschoben und zur Brücke verbunden. Inmitten des Kampfes und der herüber- und hinüberschwirrenden Geschosse muss so der Übergang geschaffen werden, wobei freilich so manchen der Brückebauer, der bestrebt ist, für die Seinen den Übergang über das Wasser zu schaffen, die feindliche Kugel trifft. Aber unbirrt und mit eiserner Anspannung aller Nerven und Kräfte muss hier das Werk getan, muss, wie es ja der Beruf des Pioniers ist, der Weg geschaffen werden, auf dem die anderen zum Angriff, zum Sturm und Sieg vorangehen können.

Aber nicht nur der Bau, sondern auch die Zerstörung von Brücken gehört zu den Aufgaben der Brückentechniker des Kriegsschauplatzes und ist oftmals kaum weniger wichtig als jener. Hier kommen vor allem die strategisch wichtigen Stein- und Eisenbrücken in Betracht, die im Frieden dem Verkehr dienen, im Kriege aber mit die wichtigsten Verbindungswege für die Marschbewegungen der Heere darstellen. Wo Gefahr ist, dass solche Brücken von dem Feinde für seine strategischen Operationen verwandt werden können, da müssen sie zerstört werden, wenn damit auch oftmals ganz hervorragende Werke der Bautechnik in Trümmer gelegt und Millionen von Werten vernichtet werden. Zahllos sind die schönen und technisch vollendet ausgeführten Brücken, die im Laufe der Kriegsgeschichte dieser ehernen Notwendigkeit zum Opfer gefallen sind. Zur Zerstörung solcher Brücken kommen die Sprengstoffe der Kriegstechnik in Anwendung, mit denen die Pioniere auch die allerstärksten Brücken schnell und leicht in Trümmer legen. Die Zerstörung von Steinbrücken wird durch Sprengung der Brückenbogen oder Pfeiler ausgeführt, während bei eisernen Brücken die Träger in der Nähe der Auflager gesprengt werden. Bei Brücken, die strategisch wichtig sind, sind schon beim Bau Minenkammern in den Pfeilern angelegt, in denen grosse Pulvermengen zur Explosion gebracht werden können, die die Zerstörung der Brücke immer in kurzer Zeit bewirken. Ebenso müssen aber auch die von dem Heere selbst gebauten hölzernen Kriegs- und Feldbrücken von den eigenen Pionieren wieder zerstört werden. Diese Brücken werden beim Vorwärtsdringen des Heeres gebaut; wenn sich das Kriegs Glück jedoch wendet und rückläufige Bewegungen notwendig werden, so dürfen die zuvor geschaffenen Brücken nicht dem Feinde überlassen werden und ihm die Möglichkeit bieten, sie für seine Bewegungen vorteilhaft auszunutzen. Dann müssen die Pioniere ihr eigenes Werk, das sie zuvor mit Mühe und Gefahr in tage- und manchmal auch wochenlanger Arbeit geschaffen haben, wieder zerstören, eine bittere Notwendigkeit, die keinem der auf dem gegenwärtigen Kriegsschauplatz beteiligten Heere, auch den siegreichen nicht, erspart geblieben ist. Dann bilden die Pioniere, die beim siegreichen Vorwärtsgehen dem ganzen Heere voraus waren, um die Brücken zu schlagen, diesmal die Nachhut, um die Brücken nunmehr in Flammen aufgehen zu lassen oder sonstwie zu zerstören. Zwar können auch die hölzernen Kriegs- und Feldbrücken durch Sprengung zerstört werden, in der Mehrzahl der Fälle werden sie jedoch durch Abbrechen vermittelst Werkzeugen oder durch Feuer zerstört. Wie im Bau, so hat eben auch in der Zerstörung von Brücken der Krieg seine ganz besondere Technik gezeigt.

Wenn es die Aufgabe der Pioniere ist, Wegbereiter für die kämpfenden Truppen zu sein, so gehört der Brückebau und die Herstellung der anderen Übersetzungsmittel mit zu den wichtigsten dieser Funktionen. Auf diesem Spezialgebiet sind während des gegenwärtigen Weltkrieges von den Pionieren wie auch von den Kampftruppen selbst Leistungen vollbracht worden, die nicht nur in Anbetracht der eigenartigen, so ganz ungewöhnlichen und ungeheuer schwierigen Verhältnisse und Bedingungen, unter denen sie auszuführen waren, die grösste Anerkennung vom technischen Standpunkte aus verdienen, sondern die auch von erheblichem Einfluss auf Verlauf und Ausgang der kriegerischen Operationen waren. In dem Buche, in dem einst die Geschichte des gegenwärtig tobenden Weltkrieges, dieses grössten Völkerkriegs aller Zeiten, geschrieben werden wird, wird auch den Brückebauern des Kriegsschauplatzes und ihren Leistungen, die das Hervorragendste sind, was je in einem Kriege auf diesem Gebiet zu verzeichnen war, ein ehrenvolles Kapitel zu widmen sein.

# Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 1.

— Erscheint allmonatlich. —

1916.



## Daheim auf der Wacht.

Die deutschen Männer zogen in die Schlacht,  
Mit blankem Schwert zu schützen ihre Erde.  
Nun stehn daheim die Frauen auf der Wacht  
Und hüten treu die Flammen ihrer Herde.

Wer nennt die Opfer, die die deutsche Frau  
An ihrem Teile muß dem Ganzen bringen!  
Auch sie trägt Steine zu dem felszen Bau,  
Den unsre Kämpfer nun zusammenzwingen.

Ihr Liebtestes schied und ringt in heinem Streit,  
Und neue Last muß sie mit alter tragen.  
Wann aber ist die Frau nicht tathbereit?  
Wie ist sie stark im Dulden ohne Klagen!

Blutopfer sind von Helden dargebracht  
In tausend Qualen in des Feindes Gauen,  
Daheim ward manche schwere Nacht durchwacht  
In heinem Flehn von deutschen Helden Frauen.

Ninteln a. d. Weser.      Helene Brehm.

## Die Schönheit des Volksliedes.

Von Alois Bohlmeier.

Eine der herrlichsten Blüten auf der bunten Aue unserer deutschen Poesie ist das urwüchsige, prächtige Volkslied, das sich durch Jahrhunderte, behütet und bewahrt im Herzen des Volkes, in seiner zwanglosen, seelenvollen, wenn auch oftmals schwer Form behauptet hat. Auf der Landstraße scheint seine Geburtsstätte zu sein, aus dem Medrigsten zaubert gerade das älteste Volkslied Versen dichterischer Eigenart und feinen Fühlens. Im Volkslied wird dem Empfinden der allgemeinen Anschauungswise im schlichten, selbstlosen, ungekünstelten Worten Ausdruck verliehen. Nichts leistet in ihm den Sinn auf die Person seines Schöpfers hin. Aus dem natürlichen und doch wieder tiefinneren Kern des reichen Vornes unseres Volkgemüts hat dieses Lied geschöpft, darum versagen auch alle die Versuche einer Nachbildung und leiden unter dem trübseligen Eindruck der modernen Liederdichtung. Nichts Bierliches ist im Volkslied, nicht Bißrederei, sondern Wucht und kräftiges, markiges Gefühl für tatsächliche Wirklichkeit, das nur in der Streifung von bestimmten Geschehnissen einen leichten, oft überhaupt nicht auffallenden epischen Zug erhält. Alles das trug dazu bei, daß unsere Volkslieder, an denen wir noch nicht arm sind, in der Seele ihrer Verfasser, des Volkes selbst, den denkbar fruchtbarsten Boden und die festeste Schallmutter fanden. Als eines der köstlichsten Volkslieder sei hier „Blaublümelein“ wiedergegeben:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,  
Er fiel auf die garten Blaublümelein,  
Sie sind verwelkt, verborret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,  
Sie flohen heimlich von Hause fort,  
Es wußt's weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,  
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,  
Sie sind verborret, gestorben.

Auf ihrem Grabe Blaublümelein blüh'n,  
Umklingen sich treu, wie sie im Grab;  
Der Reif sie nicht verletzt, nicht dorret.

Die Empfindung beruht hier auf objektiver Grundlage, denn die Flucht und der Untergang eines Liebespaars werden uns veranschaulicht. Aber wie sind sie dargestellt? Ungestellt, ohne Andeutung von Beweggründen. Ein Bild aus dem Leben und Vergehen der Natur, die Geschichte der Liebe und ihr Verhängnis. Die Geschichte in den Worten: „Sie hatten weder Glück noch Stern“, ziellos, einsam, verlassen irrten sie umher; ihr Verhängnis knapp und klar: „Sie sind verborret, gestorben“. Der lezte Vers ist wieder ein Vergleich. Treu, wie sich die Blaublümelein umklingen, windet sich im Tod noch um beide ein gemeinsames Leben. — Wehmütige Probleme, traurige Ereignisse, Schicksale zweier Herzen, Soldatentod, sind dem Volkslied wohlvertraute Stoffe, sie sind im allgemeinen die stärkeren, doch kommen auch ausgelassener Humor, übermäßige Heiterkeit zur Geltung. Auch dafür ein bekanntes Beispiel:

Heb gang i ans Brümmele,  
Trink aber nit,  
Do such i mi hztausige Schatz,  
Find'n aber nit.

Heb los i mein Aug'le  
Um und um geh'n,  
Do seh i mein hztausige Schatz  
Bei nem andern steh'a.

Bei nem andern steh'n seh'n,  
Ach, das tut woh!  
Heb b'küßt di Gott, hztausige Schatz,  
Di seh i nimmer mehr.

Heb lauf i mie Dint:  
Und Feder und Papier,  
Und schreib mein hztausige Schatz  
Ein — Abschiedsbrief.

Wenn auch der Inhalt dieses gern gesungenen Liedes eine etwas trübe Schattierung hat, so mutet das Leichte, Hüppende der Verse, insbesondere aber der komische Schluß doch belustigend an. Ein ungewöhnliches seelisches Empfinden verrät das alte Lied: „Der schwere Traum“:

Ich hab' die Nacht geträumt  
Wohl einen schweren Traum:  
Es wuchs in meinem Garten  
Ein Rosmerienbaum.

Ein Kirchhof war der Garten,  
Ein Blumenbeet das Grab,  
Und von dem grünen Baum:  
Ziel Kron' und Blüte ab.

Die Blüten töt' ich sammeln  
In eien goldnen Krone,  
Der fiel mir aus den Händen,  
Doch er in Stücke schlug.

Drans sah ich Perlen rinnen  
Und Tröpflein rosentot,  
Was mag der Traum bedeuten?  
Ach, Liebster, bist du tot?

Das Gemüt des Volkes ist die nie versiegende Quelle der Lieder. Und dennoch scheinen wir ihnen gerade in unseren Tagen so wenig Ohr und Herz. Die Liederdichtung der Neuzeit besteht vielfach in der gründlichsten Ausbeutung und Ummodellung des Alten. Das muß ein jeder fühlen, der die Ergrüsse unserer modernen Poesie kennt. Doch findet man bisweilen unter den Schöpfungen unserer modernen Liederdichtung Verse, die wie echte Volksdichtung anmuten. Da hörte ich neulich ein schönes Lied erklingen, Durchen sangen es auf

der Strafe. Den Verfasser habe ich trotz eifrigem Forschens nicht finden können. Der Text lautete:

„Die Nacht senkt ihre Schleier  
Sacht über Brüg und Hügel ans;  
Da ruht vom Schlachtfümmel  
Der müde Krieger aus.“

„Er ruht auf blut'ger Erde  
Und hält die Waffe in der Hand;  
Er träumt von seiner Heimat,  
Vom leuern Vaterland.“

„Die Eltern sieht er wieder,  
Und schlucht der lauter Wonn' und Lust,  
Er drückt sein treues Liebchen  
Entzückt an seine Brust.“

„Auf einmal rollt die Trommel  
Dumpp durch die weite, kühle Nacht;  
Trompeten rufen schmetternd,  
Nun geht's zur neuen Schlacht.“

„Er hebt sich von der Erde,  
Und schaut zum Himmel seinen Blick,  
Da blüht ein Schuß, und sterbend  
Stürzt er ins Gras zurück.“

„Auf seinen blühen Lippen  
Erstirbt der schwach' Todestut:  
Er hat im Traum die Heimat  
Zum lehnenmal gebaut! —“

## Der Nachruf für gefallene Krieger.

Eine Sitte, die vor 100 Jahren sehr verbreitet war, den Verstorbenen Nachrufe in Tagesblättern zu widmen, ist durch den Krieg aufs neue belebt worden. Früher waren es die Angehörigen höherer Kreise, die auf diese Weise geliebte und verehrte Tote ehren wollten. Dass aber der Krieg besonders zu Nachrufen anregt, das sieht man aus den Tageszeitungen zur Zeit der Befreiungskriege, doch finden wir bei den Kriegsnachrufen aus dieser Zeit ausschließlich die höheren Kreise vertreten. Heute ist die Sitte, der Todesanzeige einen Nachruf beizufügen, wenn auch nur aus ein paar Worten bestehend, im ganzen Volk zu finden.

Diese Kriegernachrufe aus dem Volk, die ihr äuheres Gewand zwar nicht selten von den Schriftleitern der kleinen Volksblätter erhalten haben, geben inhaltlich doch gewöhnlich das wieder, was die Angehörigen in die Nachrufe aufgenommen zu wissen wünschen. Sie gehören wohl auch wie Grabinschriften in das Gebiet der Volkskunde und dürfen daher nicht übersehen werden.

Sehr häufig treten Bibelsprüche auf, entweder am Kopf des Nachrufes oder am Schluss. Ein am meisten vorkommender Vers ist: Johs. 13, 13: „Niemand hat gröhre Liebe, denn die, daß er sein Leben lasse für seine Brüder“. Ferner finden wir: Jesaias 31, 1: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen: du bist mein“. 2. Mose, 31, 1: „Ich habe dich je und je geliebt; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte“. Im Nachruf auf einen durch Minensprengung Verschütteten hieß es: Jesaias 54, 10: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel fallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen“.

Neben Bibelstellen treten Strophen aus Gedichten auf, zuweilen auch nur einzelne Zeilen, z. B. „Kein schön'er Tod ist auf der Welt, als wer vor'm Feind erschlagen, auf grüner Heid, im freien Feld; darf nicht hör'n grob Wehklagen“, — „Und wer den Tod im heil'gen Kampf fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland“.

Zuweilen treten auch Verse auf, die neu gedichtet sind, häufig von einem mit einer poetischen Alter gesegneten Dorf bewohner, z. B.:

„Er zog so mutig von dannen,  
Und hoffte auf ein Wiederseh'n,  
Doch reicher fliehen unsere Tränen,  
Da dies nun nicht mehr kann geschehn“.

Dass viele aus dem Volk sich mit einem einfachen Wort begnügen, wenn es gilt, den Heldentod eines lieben Angehörigen anzugezeigen, ist wohl der am meisten vorkommende Fall. Auch hier haben wir schon feststehende Formen entwickelt. Sie haben den Deuten gefallen, als sie sie unter fremden Anzügen gelesen haben, und nun soll auch der eigene Sohn oder Vater auf diese Weise geehrt werden. Einige Beispiele seien angeführt:

„Er war unseres Herzens Licht im Leben und im Tod unser Stolz“. — „Er war unser Stolz und unsere Hoffnung“.

— „Mein Glück, meinen Stolz und meine Hoffnung habe ich mit meinen lieben Söhnen dahingegeben“, schrieb eine Mutter, der zwei Söhne auf Frankreichs Boden geblieben waren. Oft gebrachte Wendungen sind: „Wer ihn gefaßt hat, wird unseren Schmerz ermessen können“, oder „Wiederseh'n war seine Hoffnung, die Heimat seine Sehnsucht!“.

Gar nicht selten finden wir in Nachrufen aus dem Volle Worte, die Zeugnis geben, wie der Krieg die Herzen gestählt und gefestigt hat:

„In stolzer Trauer“, sieht man, wenn auch selten, häufiger schon: „In tiefem Schmerz, aber getrost in dem Herrn“.

Mögen der Nachruf, sei er Bibelwort oder Gedichtstrope, sei er selbstgedichteter Vers oder einfaches Wort, möge er den betrobenen Herzen Trost nach schwerem Leiden bringen. W.-N.

## Nassauischer Volksberglaube.

Von J. Brumm.

Im täglichen Verkehr mit dem Volk vermag der aufmerksame Beobachter das geistige Innengeleben desselben aus seinen Sprüchen und Redensäcken zu erkennen. Viele darunter beruhen auf abergläubischen Vorstellungen und sind Beweise dafür, dass trotz vermehrter und erhöhter Volksbildung und Volksaufklärung der Berglaube, dieses blöde Kind der Dummheit und des Unverstandes, noch nicht ausgestorben ist, sondern sich von Geschlecht zu Geschlecht wie eine ewige Krankheit forterbt. Wenn wir uns nun anschicken, hier Zeugnisse abergläubischen Charakters aus dem Munde des nassauischen Volkes wiederzugeben, so sei vorneherein bemerkt, dass wir nicht für jeden Spruch die Garantie übernehmen, dass er spezifisch nassauisch sei. Es sind sicher welche darunter, die als importiert bezeichnet werden dürfen, die aber in unseren Bevölkerungskreisen Sitz und Stimme erlangt haben.

Aberglaubische Anschaungen und Aussprüche finden sich bei unseren Landesbewohnern in bezug auf eine Anzahl Repräsentanten aus der Pflanzenwelt. Auf dem Einrich nennt das Volk den Steinarn Hegenleiterchen, eine poetische Bezeichnung für ein Kraut, an dem Hegen, Eisen und Gnomen ihre turnerischen Kunstleistungen erproben. Dies Kraut, von Musterungspflichtigen in den Schulen getragen, macht sie militärfrei. Fünffingerkraut in den Stall gehängt, gilt als ein vorzügliches Mittel zur Abhaltung der Hegen. Blumen, die man am Gründonnerstag sät, werden buntfarbig und Petersilie, die man an diesem Tag der Erde anvertraut, erhält Krause Blätter. Alle Kräuter, die man am Himmelfahrtstag sammelt, trocknet und aufbewahrt, haben heilende Kraft für Menschen und Vieh, namentlich die Aronsaure, wenn sie vor Sonnenaufgang gebrochen ist. Doppelte Kornähren bringen Glück und währen, hinter dem Spiegel gestellt, jedes Haus vor dem zündenden Blitz. Bohnen muss man auf St. Bonifatiusstag sehn, dann geraten sie gut. Eine Kohlkrabi mit weißen Blättern zeigt einen baldigen Sterbefall im Hause an. Obstbäume darf man nicht mit Stangen schlagen, sonst verderben sie. Doppelte Zwetschen dürfen nicht von schwangeren Frauen gegessen werden, sonst werden Zwillinge geboren. Apfel darf man nicht essen, bis sie St. Jakobus gefälszt hat.

Und nun zu den Tieren. Wer beim ersten Kudusruh mit dem Geld in der Tasche klappern kann, hat das ganze Jahr keinen Mangel. Die Zahl der ersten Kudusruhe soll den Kranken die Zahl der Jahre verhüten, die er noch zu leben hat. Die jungen Raben sind anfangs so hässlich, dass sich die Alten vor ihnen fürchten und sie verlassen. Eine große Spinne spannt ihr Netz über das Brühnest zum Schuh und um den Tau des Hummels zu sammeln, den die Jungen trinken. Erst nach einigen Tagen kehren die Alten zurück. Auf dieser Ansicht beruht das Wort von den Rabeneltern. Läuft man ein Hase beim Ausgang quer über den Weg, so bedeutet das Unglück. Er kommt so willkommen, wie eine Sau im Judenhaus, zeigt einen hohen Grad von Gering schätzung. Begegnet man einer Schäferherde, so ist man im Dorfe willkommen, eine Schweinherde bedroht das Gegenteil. Der Nachruf des Käuzchens oder des Toten vogels weist auf einen baldigen Sterbefall hin, ebenso das laute Geheul eines Hundes. Ein schwarzer Biegenbod im Stall schützt Stall und Vieh vor Blitzgefahr. Der Besitzer einer Ziege darf keine zehn Gulden im Hause haben, sonst „verreibt die Gaß“. Es versteckt sich einer wie eine Geiß; wenn man der einen roten Lappen ums

Bein widerst, glaubt sie, das Bein sei kaput und schnappt. Die Totenuhr oder der Tschloß, ein Klopftäfer, der sich in einem Gehäuse aufhält und mit seinem Kopf das Ticken einer Uhr wiedergibt, zeigt einen Sterbefall an.

Über den Menschen seien folgende Aussprüche wiedergegeben: Die Nägel dürfen kleinen Kindern nicht geschnitten, sondern müssen von der Mutter abgebissen werden, sonst bekommt das Kind die Nasenwurz. Kommt man in ein Haus mit kleinen Kindern, so muß man sich sehen, sonst nimmt man den Kleinen die Nase mit. Kinder unter einem Jahr dürfen sich nicht küssen, sonst wird eins stumm. Kinder dürfen nicht unter einer Wagendeichsel oder zwischen jemandes Beinen durchkriechen, sonst wächst sie nicht mehr. Kinder, die mit Feuer spielen, pissen ins Bett. Kinder mit doppeltem Wirbel gelten für gescheit. Freunden und Bekannten, die sich lange nicht haben sehen lassen, gibt man ein frischgelegtes Ei. Unverheirateten Personen darf man die Tasse oder Glas nicht zugießen, sonst müssen sie noch sieben Jahre bis zur Heirat warten. Wer bei Tisch an der Ecke sitzen muß, erhält eine böse Schwiegermutter. Wer mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett steigt, ist tagsüber nicht gut gelaunt. Wer niest, bekommt noch einen Rausch. Verschüttet die Frau Salz, das deutet Streit an. Berichtet sie ein Glas, so bedeutet das Glück. Wer den rechten Strumpf zuerst anzieht, bleibt vor der Eicht bewohnt. Vor Zahnschmerz schützt man sich, wenn man Brot isst, das die Mäuse angenagt haben, oder wenn man einen ausgefallenen Milchzahn in ein Mauseloch steckt. Wer einen ausgezogenen Zahn rückwärts über den Kopf wirft, dem bleiben die übrigen Zähne gesund. Brot darf man nicht auf den Rücken legen, sonst hat man kein Glück. Das Bett soll man nicht mit dem Kopf nach der Tür stellen, sonst kommt der Tod. Legt du das Messer mit der Schneide gegen den Nachbar, so gibt es Feindschaft. Wer eine Nadel findet, der hat ein spitzes Glück. Fällt ein Bild von der Wand, so bedeutet das einen Sterbefall. Wem's am Hochzeitstag regnet, der tritt in eine fruchtbare Ehe. Wenn während des Vaterunterlautens die Turmuhr schlägt, stirbt jemand im Lauf der Woche in der Gemeinde. Regnet's dem Pfarrer am Sonntag aufs Buch, so regnet's die ganze Woche (Woche). Freitagswetter, Sonntagswetter. Am Neujahrsstag muß man Weißkraut ischen, dann hat man das ganze Jahr Geld. Gründonnerstagseier geben schädige Hühnchen. Auffallend dünne Eier nennt das Volk Unglückseier; die muß man über ein Haus werfen. Wenn man sich beim Abschied die Hände über's Kreuz reicht, so muß eine der Personen bald sterben.

Sicher ist der Schatz an derartigen vollstümlichen Aussprüchen und Redensarten noch viel reichhaltiger und der Sammlung wert.

## Umschau.

\* Die Trauung „gefallener Paare“. In einem Bericht, der für die Bezirkschule Wiesbaden erstattet wurde, lesen wir: „Bei der Trauung gefallener Paare fehlen in den meisten Gemeinden die bräutlichen Abzeichen. Wo Geläute und Orgelspiel bei der Trauung stattfindet, geschehen sie in solchen Fällen an einem Wochentag. In manchen Gemeinden suchen solche Paare die Trauung in der Stadt. In zwei Gemeinden des Dekanats Biedenkopf geschehen solche Trauungen ohne kirchliches Aufgebot. Zuweilen finden sie auch ohne Niede, bloß nach dem Traumformular statt. Von einer Gemeinde im Dekanat Selters wird berichtet, daß in jedem Fall auch die Geschenke der Kirchengemeinde wegbleiben. Besonders in den Städten und großen Gemeinden ist die alte Sitte, daß der Brautstrauß fehlt, kaum aufrecht zu erhalten. In einem Bericht des Dekanats Cronberg heißt es: „Die auf dem Lande hier und da bestehende Sitte, daß gefallene Paare sich ganz in der Stille trauen lassen und ohne Krantz zum Altar kommen, scheint immer mehr abzulommen.“ Der Bericht der Gemeinde Höchst bemerkt: „Das Bestreben, diese Sitte aufrecht zu erhalten, wird kaum einen größeren Erfolg haben.“ Aus anderem Synodalbericht wird berichtet: „Die kirchlichen Ehren werden oft erschlichen; es kommen Täuschungsversuche vor. Der Brautkrantz hat seine Bedeutung als Ehrenzeichen durch Missbrauch verloren. Man sucht die alte Sitte oft zu umgehen. Nach Möglichkeit wird an der Sitte des Brautkranzes festgehalten; gewöhnlich wird man belogen. Die alte Sitte, daß gefallene Bräute keinen Krantz tragen, kann außer etwa in kleinen Orten, kaum noch kontrolliert und darum auch nicht aufrecht erhalten werden.“

Bessere Erfahrungen teilt der Weststeiner Bericht mit, in dem es heißt: „Gefallene Paare erscheinen durchschnittlich freiwillig ohne Krantz, wenn in faltvoller Weise der Geistliche darauf hinwirkt. In einem Bericht steht: „Die katholische Kirche lädt bei gefallenen Paaren den Krantz zu. Das erschwert die Fernhaltung derselben bei evangelischen Trauungen, namentlich bei Mischhehen.“ Es ist Pflicht der Kirchenvorstände — so schließt der betreffende Artikel, daß sie mit Treue und Ernst über die Aufrechterhaltung der guten alten Sitte wachen, damit die gefallenen Paare, wenn sie die bräutlichen Ehrenzeichen sich erschleichen, solches mit bösem Gewissen tun. W.

\* Die Sage von der Welt Schlacht am Birkenbaum. Die Leser des „Wiesbadener Tagblatts“ erinnern sich vielleicht noch an die merkwürdige Prophezeiung, die im Frühjahr 1916, von Rheinland-Westfalen ausgehend, eine Reise durch ganz Deutschland mache. Nach ihr sollte der Krieg zu Ende sein, „wenn die Kirschäume blühen“, und zwar durchaus zugunsten Deutschlands. Die Sage wurde damals bei der handschriftlichen Verbreitung der Prophezeiung so dargestellt, als stamme diese von einem geistlichen Herren, der vor nicht allzu langer Zeit gelebt hat. Mit dieser Prophezeiung beschäftigt sich ein recht interessantes Buch von Stephan Steinlein, das in geschmackvoller Ausstattung unter dem Titel: „Über die Herkunft der Sage und Prophezeiung von der letzten Welt Schlacht am Birkenbaum in Westfalen, mit Erläuterungen zur deutschen Kaiserfrage und heutigen Weissagung“, im Verlag von Wilhelm Heinrich in Leipzig erschienen ist. Der Verfasser geht zunächst auf die Astrologie und ihre Bedeutung für den Überglauken ein, würdig die französische Hellschrein Madame de Thébes und gibt dann eine interessante Darstellung der Birkenbaumssage in Deutschland, ihre Überlieferungsarten, ihre Motive, ihre Bedeutung usw. Die Prophezeiung, die im Vorjahr durch Deutschland ging und von zahlreichen Leuten völlig ernst genommen worden ist, ist weiter nichts als die alte Birkenbaumssage, geschickt angewandt auf die Gegenwart, was namentlich durch die Abänderung einiger Ortsnamen erreicht wurde.

\* Brauchsprüche. Gegen ein Geschwulst: Erst ist dreimal das Kreuz zu schlagen, sodann zu sprechen:

De Heinz un de Drache,  
Die reise iever die Bach,  
De Hins, der oetoma,  
De Drache, der verschwonn.  
Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit,  
Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist.

Gegen Schnittwunden: Auf die Wunde legt man kreuzweise dreierlei Kräutchen (Blätter von Pflanzen) und spricht:

Dreierlei Kreitche,  
Haal me mi Deltche,  
Still me mi Blutche,  
Wer's wieder gut.

Nur der feste Glaube an die segensreiche Wirkung der vorstehenden Sprüche soll helfen. Ich habe diese Brauchsprüche von der verstorbenen Frau Antonie aus Niedrich gehört.

George Stiehl (Wiesbaden a. Rh.).

\* Heldenhaine. Zur dauernden Erinnerung an die im Krieg gefallenen Söhne des Ortes beschloß die Gemeindvertretung zu Anspach i. T. die Anlegung eines Heldenhains. Für jeden Gefallenen wird eine Eiche gepflanzt. — Auf der Kochumer Höhe wird vom Oberwesterwald freies ein Heldenhain angelegt.

Das deutsche Sprichwort über Krieg und Frieden.

Wer im Krieg will Unglück hab'n,

Der fange mit den Deutschen an.

Wer keinen Krieg erfahren hat, weiß nicht, was der Friede ist.

Wer einen guten Krieg führet, hat guten Fried.

Krieg wird nicht durch Schlägen geendet.

Kriege werden aus Hauptursachen angesponnen und aus Scheinursachen geführt.

Um führt keinen Krieg, denn um Friedens willen.

Nicht der fängt den Krieg an, der am ersten zuschlägt, sondern der, der den anderen im Frieden nicht in Frieden läßt.

Um Krieg soll man am Frieden nicht verzagen.

Ein Krieg ohne Schlacht hat wenig vollbracht.

Besser kein Friede als ein halber.

Der ewige Friede ist auf dem Kirchhof.

Ein schändlicher Friede schadet mehr als zehn verlorene Schlachten.

Man muß Frieden machen, wenn man noch lämpfen kann.  
Gott der Friede Dauer ha'n,  
Muß er auf Recht bestoh'n.

Krieg läßt einen langen Schwanz hinter sich.  
Krieg macht den einen bleich, den andern reich.  
Krieg und Zehde ist Männerrede,  
Friedensbund lobt Weibermund.

Der Krieg ist oft nicht so schlimm als die Furcht vor dem Krieg.

Krieg führt man mit guten Waffen.  
Den Frieden muß man mit guten Wörtern schaffen.  
Fried muß man oft mit Gewalt machen, nicht mit Wörtern.  
Fried ohne Wahrheit ist nur Gift.

Friedens halber lag dir was gefallen, sagte der Storch zum Frosch, als er ihn fraß.

\* **Flachsbau.** Früher stand der Flachsbau in Kurhessen und auch in Teilen des hessischen Hinterlandes in Blüte. Wer vor einem halben Menschenalter an einem hessischen Dorf vorbeiläuft, der könnte im Sommer die Leinwandstüde auf den Bleichen schummern sehen. Mit dem Aufkommen der billigeren Baumwollengewebe und aus noch anderen Ursachen ging der Flachsbau immer mehr zurück. Zu den leichten ist die Preissteigerung der übrigen landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu rechnen, deren Anbau eine höhere Bodenrente brachte als der Flachsbau. Auch die Dienstmähdennot sprach mit bei dem Rückgang des besprochenen landwirtschaftlichen Nebenbetriebs. Seit im Krieg, wo die Befuhr von außen, vornehmlich aus Rußland und Islandern, unserer bisherigen Flachslieferanten, abgeschnitten ist, machen die Landwirte, die sich noch immer mit Flachsbau beschäftigen, gute Geschäfte. Man hat von Händlern 24 M. für den Bentner Flachs erhalten. Nun wird der Flachsbau wieder mehr Freunde unter den Landwirten finden. Im Interesse des Volksstamms wäre das zu begrüßen. S.

**Eine Warnung vor Nussbaumeinkaufsschwindel.** Der Nr. 50 des "Württembergischen Wochenblatts für Landwirtschaft" vom 11. Dezember v. J. entnehmen wir die nachstehenden Ausführungen, die auch für unseren Bezirk mit seinen teilweise reichen Nussbaumbeständen jederzeit eine besondere Bedeutung erlangen können: Das sächsische Ministerium des Innern sowie das stellvertretende Generalkommando des 1. bayerischen Armeekorps veröffentlichten Warnungen vor umherziehenden Nussbaumhändlern, die unter unwahren Angaben die Nussbäume aufzukaufen, und zwar zu Preisen, die zu dem tatsächlichen Wert der Nussbäume in geringem Verhältnis stehen. Sie behaupten, daß das Vaterland das Holz zu Gewehrsäften brauche, und daß die Militärverwaltung, falls man das Holz nicht freiwillig hergäbe, demnächst alle Nussbäume mit Beischlag belegen und ohne aber nur mit geringerer Entschädigung fällen lassen werde. In einzelnen Fällen wurden durch diese unwahren Angaben die Eigentümer von Nussbäumen veranlaßt, ihre Nussbäume weit unter dem Wert an Händler zu verkaufen. In Wirklichkeit verlangt das Heeresinteresse aber unbedingt, daß der Bestand an Nussbäumen zunächst erhalten bleibe. Zu diesem Zweck hat das Stellvertretende Generalkommando des 1. bayerischen Armeekorps die Anordnung erlassen, daß es ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Generalkommandos verboten ist, Nussbäume zu fällen oder Verträge abzuschließen, die auf den Erwerb nicht gefällter Nussbäume gerichtet sind. In neuester Zeit hat der Nussbaumeinkaufsschwindel auch nach Württemberg übergegriffen. Es ist dringend darauf zu warnen, die schönen und wertvollen Nussbäume, einen Schmuck unserer Heimat, auf soische Weise zu verschleudern.

**Hörberung des Obstbaus.** Der Wochenschrift "Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau" in Frankfurt a. O. entnehmen wir folgende Ausführung: Pflanzt Kriegsobstbäume, dem urgewaltigen Geschehen und seinem Einwirken auf Glück und Schicksal jeglichen Hauses für kommende Zeiten und Geschlechter bleibenden Ausdruck zu leihen! — Gedade auf dem Lande, wo tothafte Andenkeware am mißlichsten empfunden wird, sind echte und wahre Gedächtnismale

am leichtesten anzuempfehlen durch Hinweis auf die ursprünglichste und vollständigste Art der Beweigung von Taten und Menschen, die Baumprägung. Jeder Besitzer von Land oder Garten sollte Bäume pflanzen zur Erinnerung an den Abschied, die Wiederkehr oder den Helden Tod von Angehörigen, die für das Vaterland ins Feld der Ehre hinauszogen. Solch Denkmal, das Eltern, Geschwister, Gatten oder Kinder seien, das unter ihrer Pflege gedeiht und erstattet, dauert aus, wächst und wurzelt im Heimatboden zum Stolz und Segen der Nachkommen, während in Druck und Prägung hergestellte tolle Massenware alsbald unansehnlich wird und vergeht. Mit dem Baum aber lebt unablässig die Erinnerung fort; und wenn ein Obstbaum auf den ersten Blick nicht dem poetischen Empfinden des deutschen Gemüts Rechnung trägt, wie der die Stärke und Kraft verklärnde Eichbaum oder wie die unseren Vätern ans Herz gewachsene Linde, so wird er doch gerade durch seine alljährlich beschernden Gaben Kindern und Enkeln ein Sinnbild werden von dem unerschöpflichen Schatz, den wir in der von unseren Streitern treulich beschirmten heimatlichen Scholle besitzen. Er wird Gedanken wecken an die harte Not, mit der arzlistige Feinde unser Vaterland bedrohten und an deren Abwehr der Ertrag des Bodens kaum mindesten Anteil hat als der Erfolg der Waffen. Möge darum ein Kriegsobstbaum auf jedem Hof zur ständigen Mahnung werden, durch unablässige Steigerung der Erzeugung an allem, was der Boden herabringt, nie wieder Aushangungspläne bei unseren Gegnern aufkommen zu lassen. An alle Grundbesitzer ergibt der Ruf: "Pflanzt Kriegsobstbäume!"

R. Krone.

\* **Kanarienvogelschuh auf dem Vogelsberg.** Es dürfte wenig bekannt sein, daß im Vogelsberg, besonders im nördlichen Teil des Gebirges, von den Bewohnern bis vor Kurzem eine ausgedehnte Zucht von Kanarienvögeln betrieben wurde. In jedem Herbst erschienen in den Dörfern die Händler, lauschten die im Laufe des letzten Jahres gezüchteten Vögel auf und verschickten sie in großen Mengen in das Ausland. Der Weltkrieg hat nun auch diesem Erwerbszweig außerordentlich geschadet. Einmal sind die Absatzgebiete unzugänglich, wie Amerika, oder uns feindlich. Dazu ist das zur Zucht verwendete ausländische Futter sehr knapp und demzufolge sehr teuer. Die meisten Vogelzüchter haben darum diese Beschäftigung aufzugeben müssen. Ob nach dem Krieg die Kanarienzucht ihre ursprüngliche Höhe wieder erreicht, muß abgewartet werden. Allzu günstig sind indessen die Aussichten nicht. Jedenfalls aber würden die Kanarienvögel dann sehr teuer werden.

\* **Vom Vogelsberger Flachsbaus.** Der Weltkrieg hat dem einst weitberühmten Vogelsberger Flachsbaus wieder die ihm gebührende Geltung verschafft. Die aus früheren Zeiten noch vorhandenen Vorräte an aubereitem Flachs wurden im Vorjahr bereits mit 25 M. der Bentner verkauft, gegen früher das Dreifache. In diesem Sommer begännen die massenhaft das Gebirge durchreisenden Aufläufer schon 25 M. für den Bentner rohen Flachs. Da mit Sicherheit in den nächsten Jahren, auch nach dem Krieg, die Flachspreise sich auf erheblicher Höhe bewegen werden, trifft man vielerorten schon jetzt die Vorarbeiten für die Wiederaufnahme des seit Jahren so sehr vernachlässigten Flachsbaus.

— **Jugendpflege.** Auf dem Gebiet der Jugendpflege sind trist der Kriegszeit Erfolge und Fortschritte zu verzeichnen. Im Jahre 1914 sind im Kreis St. Goarshausen 16 Ortsausschüsse für Jugendpflege neu gebildet worden, so daß jetzt (April 1915) insgesamt 51 Ortsausschüsse vorhanden sind. Seit dem 15. Mai 1914 wirkt Lehrer Henkel (Braubach) als Kreisjugendpfleger für den Kreis, welcher neben der Unterstützung und Beratung der Ortsausschüsse dahin zu wirken strebt, daß Spielplätze, Turnhallen, Jugendheime und andere Einrichtungen für Jugendpflege ins Leben gerufen werden. Es bestehen nun 48 Jugendpflegevereine im Kreis St. Goarshausen und insgesamt werden rund 1800 Jugendliche im Alter von 14 bis 20 Jahren von der Jugendpflege erfaßt. An Staatsbeihilfen wurden zur Unterstützung der Jugendpflegebetriebsungen im Berichtsjahr 2765 M. an 28 Vereine bzw. Gemeinden des Kreises bewilligt.

Der Nachdruck der mit einem \* versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.